

Editorial 5-2004

Phytotherapie zwischen Raum und Zeit?

Der Phytotherapie galt ein Schwerpunktheft der Zeitschrift »Erfahrungsheilkunde«, die im gleichen Verlagshaus wie die ZPT erscheint. Die Ausgabe vom Juni 2004 enthielt fünf Hauptbeiträge zum Thema, darunter war ein 7-seitiger Aufsatz mit dem Titel »Pflanzliche Wirkstoffe zwischen Raum und Zeit«. Nicht von ungefähr stand dieser Titel unter der Rubrik »Zur Diskussion gestellt«. Diese Aufforderung galt wohl vor allem denen, die vertreten, was der Autor in Frage stellte, nämlich die rationale Phytotherapie. Die Herausgeber dieser Zeitschrift fühlen sich angesprochen.



Zentraler Aufhänger der kritischen Betrachtungen in der »Erfahrungsheilkunde« war die Dosis: Die Nachweise der Wirksamkeit mittels kontrollierter klinischer Studien, derer sich die moderne Phytotherapie in den letzten Jahrzehnten vermehrt bediene, beruhten vor allem auf Trockenextrakten. Diese seien nicht nur hoch konzentriert, sondern würden außerdem auch mit schnell laufenden Maschinen hergestellt. Sowohl die hohen Konzentrationen als auch die neuen Herstellungsverfahren stünden aber im Gegensatz zur traditionell gewachsenen Pflanzenheilkunde. Diese hätte ihre therapeutischen Erfahrungen vor allem mit Tinkturen und Urtinkturen gesammelt. Die Mengen an Wirkstoffen, die dabei am Patienten zur Anwendung kamen, seien 10- bis 20fach niedriger gewesen. Dennoch sei die Wirksamkeit offenbar die gleiche wie bei den neuen »rationalen« Präparaten. Jedenfalls habe die Forschung der letzten Jahrzehnte immer nur Bestätigungen von lange Bekanntem liefern können. Weiter dazu: »Dem Autor ist kaum eine Pflanze bekannt, deren bereits zuvor bekannte Indikationen durch eine klinische Studie mit einem rationalen Phytopharmakon widerlegt oder erweitert worden wären.«

Dagegen lässt sich einiges ins Feld führen. So hat die Kommission E seinerzeit mit gutem Grund das Drogenäquivalent als gemeinsames »Urmeter« traditionell gewachsener Zubereitungen, resp. deren Dosierungen eingeführt. Die Tasse Medizinal-Tee als Einzel- oder Tagesdosis, hergestellt als wässriger Auszug des berühmten Teelöffels, d.h., mehreren Gramm getrockneter Droge, dürfte in der historisch gewachsenen Pflanzenheilkunde den alkoholischen Tinkturen lange vorausgegangen sein. Aber Hand aufs Herz: Gibt es nicht auch in der modernen Phytotherapie Beispiele, bei denen klinische Wirksamkeitsbelege mit beispielsweise nur 40 mg Drogenäquivalent erbracht wurden?

Wir betrachten die Phytotherapie als allopathische, nach naturwissenschaftlichen Regeln begründbare Behandlungsmethode. Jeder der sich vertieft damit beschäftigt hat, weiß aber auch, dass es hier und da Lücken in der Logik gibt. Solche Lücken bieten Einstiegstore für manchen parawissenschaftlichen Hokusfokus: Nicht nur der pflanzliche Wirkstoff – so der Autor des besagten Erfahrungsheilkunde-Artikels –, sondern auch der Raum, in der der Wirkstoff sich befindet und die Geschwindigkeit, mit der er hergestellt wurde, nähmen Einfluss auf die Wirksamkeit. Schnell laufende Maschinen störten die biologischen Molekül-Kluster, nur »Quetschen und Verreiben in angemessenen Rhythmen« bewahrten die natürliche Wirk-Dimension. Ein Herstellungsverfahren in diesem Sinne,

EG Patent Nr. 0672449, wie auch die daraus entstehenden Produkte, gehören dem Autor mit dessen Firmenadresse der Beitrag endet. Ein Markterfolg ist zu befürchten.

Welche Lehren sind daraus zu ziehen? Die Phytotherapie muss mehr Mut aufbringen, mit den eigenen Erklärungsnotständen fertig zu werden. Sonst kochen andere ihr Süppchen darauf. Bei nahezu allen Anwendungsgebieten pflanzlicher Arzneimittel ergibt sich der Behandlungserfolg nicht allein als eine Resultante aus Pharmazie und Pharmakologie der Wirkstoffe (für die Therapiesicherheit gilt das sehr wohl). Unsere klinischen Begründungen müssen daher auch die psychologischen Einflüsse des therapeutischen Umfeldes anerkennen, messen und integrieren. Hier hat die Phytotherapie sogar Pionierarbeit zu leisten, denn unsere Kollegen auf der »Synthetika-Seite« stehen bei den hier relevanten Anwendungsgebieten längst vor denselben Problemen, tun sich im Umgang damit aber noch viel schwerer. Vergraben wir uns dagegen weiterhin nur in unseren Labor- und Studiendaten, dann überlassen wir das weitere Umfeld denjenigen, die mit Wasserstoffbrücken in Urtinkturen argumentieren und damit ihren Reibach machen.

Volker Schulz, Berlin